

I. TEXTANALYSE UND PSYCHOANALYSE

1. Die Irreduzibilität der Ambiguität. Basis eines Lektüreexperiments

Besonderes Augenmerk der folgenden Textanalysen mittelhochdeutscher Romane gilt semantischen Unbestimmtheiten, die in der sprachlichen Verfasstheit dieser Texte allerorten zu finden sind: Vagheit und Ambiguität.¹ Mit ihren ›Verstößen‹ gegen die Prinzipien eindeutiger Bedeutungszuweisung und Konsistenz bilden diese Phänomene für die Semantiktheorie ein Problem,² während sie in der Lektürepraxis selten überhaupt zu Bewusstsein gelangen. Als selbstverständlich genommene Kommunikations- (und Lektüre-)Konstituens gilt ihre Provokation von Entscheidung:³ Sie fordern oder erzeugen aktive Reflexe zu ihrer Eliminierung oder Lösung (im Falle der Ambiguität) bzw. ›richtigen‹ Ergänzung (im Falle der Vagheit). Dieser oft automatische Prozess, der in herkömmlichen Textlektüren zumeist als abgeschlossener, ›gelöster‹, vorausgesetzt ist, wird in den hier vorgelegten Analysen in seiner Dynamik wahrgenommen. Die Prämissen dieses Experiments sind zunächst darzulegen.

Mehrdeutigkeit von sprachlichen – sei es mündlich, sei es schriftlich realisierten – Äußerungen forderte schon die antike Rhetorik heraus.⁴ Quintilian widmet der Amphibolie, so sein Begriff für Ambiguität,⁵ ein eigenes Kapitel, in welchem er gemäß den rhetorischen Zielsetzungen pragmatische Ratschläge zur Beseitigung dieses (etwa im juristischen Streitfall problematischen) Phänomens an die Hand gibt – nur um dann aber mit der eigentlichen Vergeblichkeit eines solchen Vorhabens zu schließen:

¹ Zur Abgrenzung dieser Phänomene: »Vage Ausdrücke haben ein unbestimmtes Detonate; ambige Ausdrücke besitzen mehrere alternative Detonate« (PINKAL 1991, S. 264). Mit FINE 1975, S. 282f. gesprochen: »Ambiguity is like the super-imposition of several pictures, vagueness like an unfinished picture, with marginal notes for completion«. Solche Unbestimmtheiten können sich auf unterschiedlichen Strukturebenen der Sprache befinden, etwa auf Ebene des Wortes (z. B. Homonymie und Polysemie), des Satzes (z. B. syntaktische Ambiguität) oder größerer sprachlicher Komplexe (vgl. etwa das Phänomen des *zweifellobes*) (BAUER [u. a.] 2010, S. 47–49; PINKAL 1991, S. 263f.).

² PINKAL 1991, S. 250–252.

³ BAUER [u. a.] 2010, S. 59; BERNDT / KAMMER 2009, S. 23; PINKAL 1991, S. 264.

⁴ Grundlegend dazu BERNDTS und KAMMERS Einführung im Band »Amphibolie – Ambiguität – Amivalenz« (BERNDT / KAMMER 2009).

⁵ Zum terminologischen Überschuss s. ebd., S. 8–10; die Verwendung des Begriffs im Sinne von »antagonistisch-gleichzeitige[r] Zweiwertigkeit« (S. 10) wird sich hier und im Folgenden auf das System Sprache beschränken; s. o. Anm. 1.

»Auch kommt es ja nicht darauf an, wie die Amphibolie entstanden ist oder wie sie beseitigt wird. Denn daß sie zwei Sinnbezeichnungen bietet, ist offensichtlich, und was so auf schriftlichen oder mündlichen Wortlaut Bezug hat, ist für beide Parteien gleich wichtig. Es ist deshalb eine vergebliche Vorschrift, wir sollten bei diesem Grundfall versuchen, die sprachliche Äußerung[, die mehrdeutig ist,] auf unsere Seite zu ziehen; denn wenn das geschehen kann, ist es keine Amphibolie.«⁶

Die Versuche von Ambiguitätsbewältigung, die bei Quintilian und Cicero schon denen moderner Literaturwissenschaftler ähneln, etwa die Frage nach der Intention des Sprechers/Schreibers oder der Einbezug allgemeiner Gepflogenheiten und Erwartungen,⁷ ändern nicht das Phänomen selbst. Ambiguität ist irreduzibel.⁸ Sie kann »nicht beseitigt, sondern [nur] pragmatisch reguliert«⁹ werden. Die Entscheidung für die eine oder andere Möglichkeit der Sinnbezeichnung ist damit »aus Struktur und Phänomenalität der Sprache [...] ausgelagert«¹⁰. Wenn dies der Fall ist, stellt sich die Herausforderung einer neuen reflektierten Sicht auf Texte, die nicht schon immer (erst recht nicht unreflektiert) von einer Ebene, die außerhalb des Textes liegt (Autorintention, Rezeptionserwartung, kulturelle Gepflogenheiten), aus argumentiert, sondern zunächst die Textphänomene gelten lässt. Gegenüber diesen macht man sich sonst einer Reduktion schuldig, erbringt eine zwar logisch erwartbare und richtige, aber Komplexitätsphänomene ausblendende Rezeptionsleistung. Die hier vorgenommenen Textlektüren wollen mit einer produktiven Verweigerung von Ambiguitätsbewältigung vorgehen; anstatt auf ihre pragmatische Regulierung werden sie sich auf die Ambiguität als Phänomen höherer Komplexität des Textes einlassen.

Dass also Ambiguitäten (und dies gilt auch für Vagheiten) einen »Bemeisterungsanspruch« wecken bis hin zur (naiven) Auffassung, auf Seiten des geschriebenen oder gesprochenen Wortes könne nur ein einziger wahrer Sinn vorliegen (alles andere sei gescheiterte Rezeption),¹¹ das heißt – mediävistisch gewendet – Unbestimmtheiten einer Textäußerung existierten nur für den (modernen, querdenkenden) Rezipienten und seien damit Phänomene der (mangelhaften oder »unmittelalterlichen«) Rezeption und nicht des (eigentlich eindeutigen) Textes, scheint somit seit Quintilian vordergründig ein erledigtes Problem. In der mediävistischen Forschung mischt sich dieser Anspruch jedoch regelmäßig in die Diskussion um die Verortung der Texte zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Dort kleidet er sich in die These, dass

⁶ Qu 1972, VII 9, 14.

⁷ Ebd., VII 9, 15; Cic 1994, XXXI, 108.

⁸ BERNDT / KAMMER 2009, S. 12.

⁹ Ebd., S. 12.

¹⁰ Ebd. Unter »Struktur« verstehen BERNDT und KAMMER Lexik und Syntax, unter »Phänomen« den Effekt der konkreten Äußerung (S. 11f.), wobei Letzteres untrennbar mit der medialen Realisierung verbunden sei (S. 12f.).

¹¹ Ebd., S. 14f. (Zitat auf S. 15).

ein konzeptionell mündlicher Text¹² zumindest die meisten Mehrdeutigkeiten erst im Medium der Schrift, seines Vortragskontextes beraubt, gewinne, sie also ›an sich gar nicht besitze.¹³ Diese Denkfigur ist bezüglich zweier Punkte zu hinterfragen: (1) bezüglich der Annahme einer ›mündlichen Eindeutigkeit‹ und (2) bezüglich der Argumentation vor und außerhalb des Systems Text, die dennoch Schlüsse für dieses geltend machen möchte.

Zunächst zu Punkt (1). Dass beim lauten Sprechen des Textes seine Unbestimmtheiten keineswegs, etwa mittels der Stimme,¹⁴ allesamt ausgeräumt werden können, ist zunächst ein rein empirisches Gegenargument – wie sollte man etwa den ambigen Bezug eines Pronomens vereindeutigend sprechen, wenn die fiktiven Figuren oder Gegenstände, die als Referenten in Frage kommen, (anders als bei einer dramatischen Aufführung) keinem gestischen Verweis zur Verfügung stehen? Der Rezipient könnte nur – zulasten des Metrums und des Vortragsflusses – dem betreffenden Pronomen einen Figurennamen oder ein Wort beifügen (und das heißt: einen anderen Text herstellen).¹⁵ Systematisch lässt sich die grundlegend in vielen mediävistischen

¹² Nach OESTERREICHER 1993 wird zwischen ›Verschriftung‹ auf rein medialer und ›Verschriftlichung‹ auf konzeptioneller Ebene (sämtliche linguistische Kategorien modifizierende Schriftsprache) unterschieden, Entsprechendes gilt für mediale und konzeptionelle Mündlichkeit.

¹³ In diese Richtung tendiert beispielsweise GLAUCHs Argumentation gegen ›fingierte Mündlichkeit‹. Reimpaargedichte des 12. und 13. Jahrhunderts seien für den mündlichen Vortrag konzipiert, womit sich ein Teil ihrer Uneindeutigkeit nicht nur erkläre, sondern letztlich auflöse: Die Texte seien ohne die Stimme schlicht ›unvollständig‹, der interpretierende Vorleser müsse die fehlende Stimme dem Text wieder restituieren, er »füllt im Vortrag diese Leerstellen [...] und macht den Text im Vortrag vollständig« (GLAUCH 2009, S. 66f.); von »eventueller Laxheit des Verfassers oder mit einer konzeptionellen Offenheit des Textes« könne daher nicht gesprochen werden (S. 70f.). So weit zu behaupten, dass die Stimme jede Ambiguität aufhebe, geht GLAUCH freilich nicht; es geht ihr vor allem um das Ausräumen von Uneindeutigkeiten bezüglich Satzgrenzen und Sprecherwechsel. Ob in diesen Fällen die (einzige und männliche) Vortragstimme tatsächlich immer Eindeutigkeit herstellen konnte, bleibt angesichts der oft sehr komplexen Textgestalt dennoch fraglich. Wenn GLAUCH etwa beschreibt, dass bei gleitenden Übergängen von indirekter zu direkter Rede »für das lesende Auge ein Unterschuß besteht, den der für den Vortrag dichtende Autor noch nicht einkalkuliert hatte«, da es im Text »eigentlich keinen passenden Ort für ein Anführungszeichen gibt« (S. 69f.), bleibt offen, wo denn der passende Ort für den Stimmwechsel des Vortragenden sein soll – der gleitende (uneindeutige) Übergang bliebe bestehen.

¹⁴ Das Argument der Stimme macht GLAUCH 2009, S. 66f. stark: Die Arbeit eines ›interpretierenden[n]‹, die fehlende Stimme wieder restituierende[n] Vorleser[s] am Text« sei notwendig, um den sonst lückenhaften, uneindeutigen Text »im Vortrag vollständig«, und das heißt mit Blick auf Satzgrenzen und Sprecherwechsel: eindeutig, zu machen; s. o. S. 3, Anm. 13.

¹⁵ Umgekehrt ist dieses Problem in der als stärker verschriftlicht geltenden, ›stimm-losen‹ Prosa ebenso ungelöst. GLAUCH 2009, S. 65–76 zieht das Zeugnis der Prosa in ihre Argumentation für den älteren Versroman als semiskripturale, auf die wirkungsvolle Rezitation angewiesene Kunstform ein: Die Prosa habe mit ihren schriftlichkeitsorientierten Techniken Eindeutigkeit für den Leser herstellen können, wo der Versroman noch der vereindeutigenden Stimme bedürft habe. Prinzipiell aber – und das hat GLAUCH so auch nicht in Zweifel gezogen – ist Mehrdeutigkeit im verschriftlichten Prosatext gleichfalls vorhanden. An folgendem Ausschnitt aus dem ›Prosalancelot‹ etwa kommt der Sinn von

Argumentationen sich abzeichnende Annahme, dass im mündlichen Sprechen, und darum ›eigentlich‹ auch in konzeptionell mündlichen Texten, keine (oder weniger) Unbestimmtheit existiere, schon mit basalen linguistischen Axiomen zur Sprache abschwächen. Vagheit und Ambiguität gelten dort nicht als »zufällige und korrekturbedürftige Mängel«; sie »sind konstitutive Eigenschaften natürlicher Sprachen«. ¹⁶ So geht es auch nicht mehr an, wie bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts »Ambiguität als Sache eines aus welchen Gründen auch immer mangelhaften sprachlichen Ausdrucks aufzufassen, anstatt sie auf Seiten der strukturellen Voraussetzungen des Systems Sprache zu verhandeln« ¹⁷. Bei mündlichen Äußerungen zu einer konkreten Situation erscheint (z. B. durch Sichtbarkeit des Besprochenen oder durch Gestik des Sprechers) die Vieldeutigkeit pragmatisch eingeschränkt; ¹⁸ bei einem Vortrag über vergangene Heldentaten fiktiver Figuren ist diese situative Einbettung kaum gegeben, es bleibt allein der Erzählkontext. Dabei entstehen Fälle, wo dieser zur Disambiguierung entweder nicht ausreicht ¹⁹ oder gegen die naheliegende Sprachlogik ins Feld geführt werden muss, also als Grundlage der Entscheidungsprovokation des Rezipienten im Textsystem eine agonale Zweiwertigkeit vorliegt. ²⁰ Darüber hinaus ist bekannt, dass »der Diskurs nicht immer nur das Allheilmittel zur Disambiguierung darstellt, sondern, im Gegenteil, auch Ambiguität *generieren* kann«. ²¹

Grundsätzlich also lässt sich die Vagheits- und Ambiguitätsanfälligkeit der schriftlich realisierten Rede ²² nicht bestreiten; gleichsam ›rückgängig‹ machen – damit zu Punkt (2) –, etwa mittels der Annahme der notwendig dem Text zu »restituierende[n]« Stimme ²³ (was in der Probe ohnehin oft scheitert) ²⁴, lässt sich das Phänomen aber nicht, will man nicht künstlich einen ›anderen Text‹ (also einen ganz speziellen Vortrag) herstellen und diesen interpretieren. Was BERNDT und KAMMER für Ciceros pragmatische Rhetorik feststellen, besitzt hier gleichermaßen Geltung:

STEINHOFFS Übersetzung im Wortlaut des Textes nicht derart eindeutig daher: *Lyonel nam den kopff vor dem konig, und Bobort batt yn das ern off der erden zurwurff. Lyonel endett des nicht, wann er nam den kopff mit beyden henden und hub yn so boh off das im der win wol halber off syn cleyder fur* (»daß dem König [!] die Hälfte des Weins auf die Kleider spritzte«), *und schlug den konig mit aller syner macht mit dem kopff an syn antlicz, das im das bort von dem kopff das fleisch schneyt biß off das beyn. Und der win der im kopff bliben was fur dem konig under die augen* (PrI 1995, S. 66, Z. 23–30, Übers. STEINHOFFS ebd., S. 67).

¹⁶ PINKAL 1991, S. 250.

¹⁷ BERNDT / KAMMER 2009, S. 13.

¹⁸ BAUER [u. a.] 2010, S. 54 (»Disambiguierung durch [...] den situativen Kontext«).

¹⁹ Ebd., S. 34, 39.

²⁰ Das Phänomen wird auch nicht davon berührt, »ob die Ambiguität vom Sprecher/Hörer wahrgenommen wird« (ebd., S. 42).

²¹ Ebd., S. 55.

²² BERNDT / KAMMER 2009, S. 13.

²³ GLAUCH 2009, S. 66f. (Zitat auf S. 67).

²⁴ Dazu s. o. und S. 3, Anm. 13.

»[D]ie Bewältigung der medial gebundenen Ambiguitätsphänomene beansprucht also, zu Zwecken der Entscheidung hinter das Ereignis der medialen Fassung zurückzugreifen. [...] So wird Ambiguität als Effekt dessen, was in medialer Fassung gegeben ist, nicht aus der Welt geschafft, da nur der systemische Ort der Konfliktbewältigung gewechselt wird.«²⁵

Der spezifisch mediävistische ›systemflüchtige‹ Bewältigungsversuch von Unbestimmtheit – die Verortung ihrer Ursache im zögerlichen Wandel von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit und ihre vermeintlich folgerichtige Ignorierung – kann ihr Erscheinen ebenso wenig beseitigen wie die Rhetorik mit ihren Argumenten der wahrscheinlichen Urheberintention oder des kulturellen Usus. Mit Quintilian gewendet: »Auch kommt es ja nicht darauf an, wie die Amphibolie entstanden ist« (s. o.) – ihr So-Sein ist unverrückbar. »Die Ambiguitätseffekte entspringen einer medialen Verfassung der Intransparenz, dem schriftlich fixierten oder mündlich artikulierten, jedenfalls irreversiblen und unhintergehbaren ›So-und-nicht-anders‹ einer sprachlichen Realisierung.«²⁶ Dahinter kann auch ein mediävistischer Leser nicht zurück. So gilt, wie man die Rolle des Schriftmediums als »eigenständigen (Doppel-)Sinngenerators«²⁷ auch einschätzen möchte: »[D]ie gegebenen (oder produzierten) Ambiguitätseffekte [können] zu Systembedingungen nicht eingeholt und bewältigt werden«²⁸. Diese Irreduzibilität der Ambiguität ist Basis der folgenden Untersuchung.

Den Text in seiner mehrdeutigen Komplexität sprechen zu lassen, die bei reflexhaft-disambiguierender Lektüre verworfene Lesart in den Blick zu nehmen, nimmt sich das folgende Lektürexperiment mittelhochdeutscher Romane vor. Damit einher gehen eine Auffassung von Sprache und die Notwendigkeit eines Beschreibungsmodus, die ein Diskurs bietet, der sich der Mehrdeutigkeit der Sprache seit seinen Anfängen, seit dem Postulat eines das Bewusstsein unterlaufenden Unbewussten, verschrieben hat: die Psychoanalyse.

2. Textanalyse und Psychoanalyse. Gewinn und Konditionen einer Annäherung

Im Rahmen der Versöhnung fordert König Gahmuret einen besiegten Ritter dazu auf, die Königin Belacane zu küssen: *Hiutegêrn den Schotten fier / bat er si küssen an ir munt: / der was von sîner tjoste wunt.*²⁹ Eine herkömmliche Lektüre, die sich nicht auf Ambiguität einlässt, wird das Pronomen *der* des zweiten Satzes auf den

²⁵ BERNDT / KAMMER 2009, S. 14.

²⁶ Ebd., S. 13.

²⁷ Ebd.

²⁸ Ebd.

²⁹ Pz 2003, 46.5f.; hier und im Folgenden zitiert nach dieser Ausgabe.

Schotten beziehen, der von Gahmurets (= *siner*) Tjost verwundet ist. Die Szene stellt demnach eine großzügige Gabe des Königs dar, was eine Hierarchie impliziert (der Beschenkte kann nichts zurückgeben), wie auch der zweite Satz die Unterlegenheit des Schotten im Kampf noch unterstreicht. Durch den direkten Anschluss des Pronomens *der* an Belacanes Mund (*ir munt: der was*) wird aber auch ein Bezug auf diesen nahegelegt; Wolfram arbeitete bekanntlich gerne mit der Metapher der Tjost in Liebesdingen.³⁰ Eine Lektüre, die Ambiguitätseffekte wahrnimmt, wird an dieser Stelle einen pointierten Witz Wolframs, der für solche Späße ja bekannt ist,³¹ vermuten dürfen: Gahmuret, der gerade Hochzeitsnacht mit der Königin gehalten hat, wäre in dem zweiten Satz nicht nur als Überlegener in der Schlacht, sondern auch in der Liebe dargestellt (semantische Ambiguität von *siner tjoste*). Für eine Lektüre nun, die das doppelbödige Spiel der Ambiguitätseffekte genauestens in den Blick nimmt, wird hier aber noch ein dritter Effekt sichtbar, in welchem sich ein überraschend witziger Dreh versteckt. *der was von siner tjoste wunt* kann situativ auch auf den gerade gegebenen Kuss bezogen werden, das Possessivpronomen von *siner tjoste* also auch auf den Schotten. Der hitzige ›Treffer‹ des vermeintlich Unterlegenen bei der Königin unterläuft die im selben Satz explizit gemachte Logik von Niederlage und Gabenempfang. Dieses Kippmoment ist im Motiv der vorliegenden Gabe schon angelegt: Statt wie bei Orgeluses (von Gawan und Artus gefordertem) Versöhnungskuss an Gramoflanz (727.7–13; 729.16–24), wo die Gabe wirklich Gabe ist, besteht die ›Gabe‹ hier im ›Geben-Lassen‹ des Kusses an die passive Königin – so wird aus dem gabenlogisch unterlegenen Schotten ein (in der genannten Lesart des Satzes: aggressiver) ›Geber‹. Das Kippmoment dieser ›Gabe‹ wird in den sprachlichen Ambiguitäten ihrer Ausübung ausgereizt. Die Königin bleibt beschädigt (*wunt*) zurück – ein Witz auf Kosten der Dame, der damit aber auch den ›trifft‹, der sie in diesem Krieg erobert hat (Gahmuret). Dies alles bietet sich einer Lektüre, die Ambiguität in den Blick nimmt, als ein in der Textkomplexität angelegtes Potential dar.

Ein anderer Fall in gleichfalls agonalem Kontext: Die Hand der Königstochter Isolde ist demjenigen versprochen, dem der Sieg gegen den Drachen gelingt. Zugleich mit Tristan machen sich vier weitere Ritter auf, unter anderem der irische Truchsess, von dem es nun heißt: *der was ouch unde wolte sin / der jungen küniginne amis / wider ir willen alle wis*.³² Hier kommt es zu ambigen Aussagen von tatsächlichem *amis*-Sein³³ und dem Begehren danach. Es scheint, als habe sich in dieser

³⁰ Z. B. 139.15–19; 504.15–505.5; 777.11–17; vgl. SCHEUBLE 2005, S. 162f.; BERTAU 1983a, S. 88 setzt voraus, dass hier »eine gängige sprachliche Konvention gebraucht wird. Tjoste und Minne sind synonym«. Vgl. auch Wh 1991, 299.20–26 (dazu LIEBERTZ-GRÜN 1996, S. 398; s. auch BERTAU 1983a, S. 87).

³¹ Vgl. BERTAUS Studie »Versuch über tote Witze bei Wolfram« (BERTAU 1983a, S. 60–109).

³² Zitiert nach: Tri 2004, V. 8952–8956.

³³ *amis* ›Freund, Geliebter‹, selten ›Ehemann‹ (MWB, Bd. 1, Sp. 203); eine andere Bedeutung (etwa ›Verehrer‹) wird in den Wörterbüchern nicht genannt.

Konkurrenzsituation ein inkongruentes Sprechen eines Erfüllung behauptenden Begehrens in den Text gemischt, das auf die Ordnung der erzählten Handlung keine Rücksicht nimmt (s. Kap. IV.4).

Ein Beispiel für Vagheit lässt sich dem ›Lanzelet‹ Ulrichs von Zatzikhoven entnehmen. Mittels einer magischen Mantelprobe wird, wie die Forschung betont,³⁴ Iblis' Idealität durch die Passgenauigkeit des Kleidungsstücks bestätigt. Der Text allerdings bietet ein ambivalentes Bild, das in eine sehr vage Darstellung des Ideals mündet:

- 6130 *Diu vrouwe [Iblis] dô niht beite,
siu leit in vor in allen an.
dô sprach wîp und man,
ez wære mit der wârheit
daz baz stênde kleit,*
- 6135 *daz ie dehein vrouwe getruoc.
der aber von im des gewuoc,
daz dar an iht missezæme,
ê man daz volle vernæme,
sô schicte sich der mantel dar*
- 6140 *alsô, daz im niht enwar.*³⁵

Mit dem widersprüchlichen Urteil der Betrachtenden (V. 6132–6137) und der kasschierenden Bewegung des Mantels (V. 6139f.) kommt Iblis' Idealität, auf die Ulrichs Erzählen zielt, zu wenig verlässlicher Darstellung (s. Kap. II.2.3).

Lassen sich solche Phänomene von aufblitzender Ambiguität und Vagheit anders als dynamisch, als ›Ereignis‹³⁶, beschreiben? Dass der unterlegene Schotte als Opfer der Tjost gemeint sein ›soll‹, dass der *mnt* der Königin dabei gemeint ›wird‹, als werde von der Stoßrichtung einer (Unter-)Ordnung abgewichen; dass sich ein unerfüllter Wunsch als indikativische Tatsache zur Wort meldet, als reiße er aus der Ordnung der erzählten Realität aus; dass der Sitz des Mantels, der die Makellosigkeit seiner Trägerin beweisen ›soll‹, auf Einspruch trifft, den er nur in ständiger Bewegung zum Schweigen bringen kann – was sich hier abbildet, lässt sich als Kräftespiel zwischen einer dem Erzählen zugrundeliegenden oder in ihm generierten Ordnung und einem diese Ordnung unterlaufenden Impuls der Signifikanten beschreiben. Ein rhetorisch-hermeneutisches Analyseinstrumentarium stößt hier an Grenzen; die Frage nach der Ursache – Versehen oder ironisches Spiel des Dichters? Erwartung

³⁴ Z. B. KRAGL 2006, S. 1026; K. MEYER 1999, S. 168; PÉRENNEC 1979, S. 26; RANAWAKE 2000, S. 48; ROSSBACHER 1998, S. 106f., 114; RUH 1975, S. 52; RUH 1980, S. 42f.; SCHMIDT 1979, S. 12; WELZ 1980, S. 62.

³⁵ Zitiert nach: LZ 2006.

³⁶ Ein ›Ereignis‹ lässt sich mit LOTMAN 1981, S. 329–340 als revolutionäre Überschreitung einer Grenze einer gegebenen Ordnung, eines Gebots, einer Norm fassen.

einer ›Textergänzung‹ durch den Rezipienten und sein mögliches Verfehlen? – ist dabei sekundär.

Ein Diskurs, der diese Energie, die sich in der Sprache abzeichnet, diese dynamische Dialektik von einer Ordnung (dem, was gesagt werden soll) und von etwas, das diese unterläuft, beschreibbar macht, ist die Psychoanalyse. KRISTEVA hält sie dergestalt als Ergänzung strukturalistisch-linguistischer Perspektiven für unverzichtbar:

»In ihrer Anlehnung an eine Sprache ohne Triebfundament zeugen die strukturalen Operationen [...] von phänomenologischer Verkürzung [...]. Die strukturalen Operationen mußten erst im Sinne der Primarvorgange angereichert werden [...], um sie aus ihrem phänomenologischen Zufluchtsort zurückholen und als Signifikanten bildende Vorgänge spezifizieren zu können, die logisch den grammatischen Folgen vorausgehen, die das cartesianische Subjekt generiert, obwohl sie synchron mit ihnen verlaufen.«³⁷

Wie sich Sprachwissenschaftler immer wieder psychoanalytischer Begriffe bedienen, ja kaum ohne sie auskommen,³⁸ ist umgekehrt die Psychoanalyse seit ihren Anfängen, seit FREUDS Arbeiten zum Unbewussten, grundlegend in der Sprach- und Literaturwissenschaft verwurzelt.³⁹ Zu den ersten, die dies mit größter Konsequenz herausgearbeitet haben, zählt LACAN;⁴⁰ weiter zu nennen – die Diskussion kann keineswegs als abgeschlossen gelten – sind etwa die Arbeiten ABRAHAMAS, KRISTEVAS und TOROKS. Deren Psychoanalyse untersucht das Sprechen des Menschen, seine Symptome und Träume wie ein Sprachforscher einen »heiligen Text«⁴¹, d. h. konsequent mit sprach- und literaturwissenschaftlichen Methoden.⁴² Was aber darüber

³⁷ KRISTEVA 1978, S. 53. – KRISTEVA nimmt eine Unterscheidung des Semiotischen, d. h. der »Triebe und ihre[t] Artikulation«, die sich in den Primarvorgangen (FREUDS Verschiebung und Verdichtung) aufert, vom Symbolischen vor (S. 52f.); dazu s. u. und Kap. I.3.

³⁸ Um nur irgendein Beispiel herauszugreifen, vgl. etwa die Unterscheidung in »unbewusste« und »bewusste« Operationsmodi, wie das »unbewusste Etablieren der impliziten Kontinuitatsrelation« von Texten im Gegensatz zu »bewussten« Interpretationsstrategien (SCHWARZ-FRIESEL 2006, S. 64, 68).

³⁹ Für FREUDS Arbeit ist nicht nur klassische wie zeitgenössische Literatur (von Sophokles bis Wilhelm Jensen) zentral, sondern etwa auch die Arbeiten des Sprachforschers ABEL, s. u. Kap. I.3.

⁴⁰ Vgl. z. B. LACAN 1991b, S. 34: »Auf jeder dritten Seite im Werk Freuds finden wir philologische Bezugnahmen [...], wobei die sprachliche Analytik um so mehr sich ausprägt, je direkter das Unbewußte dabei ins Spiel kommt. So handelt die ›Traumdeutung‹ Seite für Seite von nichts anderem als dem, was wir den Buchstaben des Diskurses nennen, im Hinblick auf seine Textur, seine Verwendungen, seine Immanenz in der hier in Frage stehenden Materie. Denn dieses Buch eröffnet mit dem Werk seinen Königsweg zum Unbewußten.« LACAN 1997, S. 199: »Freuds Werk, mit seinem mächtigen philologischen Gerüst, das noch in der Intimität der Phänomene zum Tragen kommt, ist gänzlich undenkbar, wenn man nicht das Dominieren des Signifikanten in den analytischen Phänomenen in den Vordergrund rückt.« – Dazu s. u. Kap. I.3.

⁴¹ Diese Bezeichnung verwenden FREUD 1989, Bd. 2, S. 493 und LACAN 1980a, S. 164 z. B. für den mündlichen, lückenhaften Bericht eines Traums; LACAN bezeichnet auch sonst das freie Assoziieren des Analysanden als »Text« (z. B. LACAN 1991a, S. 109).

⁴² Vgl. etwa ABRAHAMAS und TOROKS »Verbarium des Wolfsmanns«, bei welchem jedes Wort der Äußerungen des Patienten unter Einbezug seiner russischen Herkunft und einer infantilen Anglo-

hinausgeht, ist ihr Erfassen und Beschreiben eines dynamischen Moments, eines Energietransfers, der sich in sprachlichen Äußerungen – in Phänomenen der verschiebenden Metonymie, der zusammengepressten Vieldeutigkeit und des ausweichenden Bruchs (zu den Begriffen s. Kap. I.3) – offenbart.

KRISTEVA identifiziert diese dynamischen Momente im Sprechen (vor allem in der Poesie) als Gegen- oder Ineinander von Semiotischem (›Trieben‹ oder ›Energieabfuhr‹, die dem Spracherwerb, dem Zeichen und der Syntax vorausgehen) und Symbolischem;⁴³ bei LACAN findet sich mit seiner Annahme eines bereits sprachlich strukturierten Unbewussten⁴⁴ eine noch ausgeprägtere Fokussierung auf die Sprache,⁴⁵ deren dialektische Bewegungen er auf ihre grundlegend gespaltene, mehrdeutige Natur zurückführt.⁴⁶ So erscheinen LACANS Vokabular und Nachdenken für die Arbeit an Texten, bei der allein das, was sich sprachlich manifestiert, Gegenstand des Interesses sein soll, als ganz besonders geeignet; dieser Zugang fordert die geringste Rücksicht auf psychoanalytische Vorannahmen und erlaubt die größtmögliche Konzentration auf den Text, die Sprache, bei produktivem Zugewinn der psychoanalytischen Erfassung dynamischer Kräfte im Sprechen.

LACAN beschreibt, wie nicht statthaftes Sprechen in der Ordnung von Sprache und Kultur aus der bewussten Rede gedrängt wird.⁴⁷ Dieses Sprechen, das »Un-

phonie auf phonologische, morphologische und semantische Verknüpfungen hin analysiert wird, mit dem Ergebnis einer konkreten sprachlichen Übersetzung seines Wolfstraums und anderer Äußerungen (ABRAHAM / TOROK 2008); in weiteren Arbeiten, etwa zur Metapsychologie transgenerationaler Erbschaften (ABRAHAM 1991), untersucht ABRAHAM die Determinierung der Psyche durch Wörter und verdrängte Wortlaute. Grundlegend für KRISTEVA (z. B. 1978, S. 32–35, 49–53) und LACAN sind linguistische Begriffe, etwa DE SAUSSURES (LACAN 1991a, S. 214; LACAN 1991b, S. 21, 27f., 36); s. außerdem FREUD 1940–1968, Bd. 14, S. 281; LACAN 1991a, S. 96–99, 107–110, 126f., 130f., 137f.; LACAN 1991b, S. 14, 19–59, 81–83, 124f., 173–175, um nur einige prägnante Beispiele für die Bindung an die Sprachwissenschaft zu nennen. Die Psychoanalyse habe teil an den *artes liberales*, an Rhetorik, Grammatik und Dialektik (LACAN 1991a, S. 130f.).

⁴³ KRISTEVA 1978, S. 32–97.

⁴⁴ Es handelt sich hierbei um eine zentrale Überzeugung LACANS, die er in Auseinandersetzung mit FREUDS Schriften zum Unbewussten gewann und die sich durch seine gesamten (nicht systematisch verfassten) Darstellungen zieht (z. B. LACAN 1980b, S. 26; LACAN 1991a, S. 182; LACAN 1991b, S. 14, 19, 34, 173, 217, 245f.; LACAN 1997, S. 198).

⁴⁵ KRISTEVA 1987, S. 39f., 52 schlägt die Primärprozesse, die FREUD u. a. mit Verschiebung und Verdichtung beschreibt, also die sprachlich manifesten (unbewussten) Energieprozesse, dem Semiotischen zu. LACAN verortet diese Vorgänge noch entschiedener in der Sprache selbst (s. Kap. I.3), nicht wie KRISTEVA in einer der Sprache zugrunde liegenden »semiotische[n] *chora*« (S. 38). Vor dem Hintergrund seiner Annahme der sprachlichen Arbeitsweise des Unbewussten (der Primärprozesse) lehnt LACAN FREUDS Betrachtung dieser »primären« Arbeitsweise als regressiver ab (LACAN 1980a, S. 172; LACAN 1991b, S. 173, 237).

⁴⁶ LACAN 1978, S. 72, 298f., 309f.; LACAN 1991a, S. 212f.; LACAN 1991b, S. 27, 43, 129, 174f., 218f.

⁴⁷ LACAN 1978, S. 250f.; LACAN 1980b, S. 31–33; LACAN 1991b, S. 229; LACAN 1997, S. 224f.

ter-sagte[] (*inter-dit*)⁴⁸, dringe aber als »Zwischen-rede (*intra-dit*)«⁴⁹ in Brüchen und Zweideutigkeiten in die Rede ein und komme darin zu Wort – LACAN nennt es das Sprechen des Unbewussten.⁵⁰ Die Beschreibung einer solchen Kräfte-Dialektik, die die Psychoanalyse seit je in Versprechern, Mehrdeutigkeiten und Inkonsistenzen beobachtet, eignet sich zur Erfassung der in dieser Arbeit vorgelegten Textbeobachtungen, auch dann, wenn man nicht die Annahme eines (sei es auch rein sprachlichen) Unbewussten teilen möchte. Die energetischen Prozesse im Sprechen, die die Psychoanalyse beschreibt, lassen sich auch ungeachtet ihrer konkreten Zuordnung zu psychischen Instanzen erfassen. In diesem Sinne werden die vorliegenden Lektüren auf der Klaviatur von LACANS Psychoanalyse spielen, ohne sich als Beweis für deren »Richtigkeit« zu verstehen.

So verliert auch die Frage, ob nicht schon die psychoanalytische Annahme eines Unbewussten und ihre moderne Voraussetzung (FREUD), überhaupt der Gegenstand der Psychoanalyse (das Seelenleben des konkreten Menschen) eine Annäherung an Textarbeit mit mittelhochdeutscher Literatur problematisch macht,⁵¹ bei den grundlegend an der Sprache entwickelten Gedanken LACANS (und anderer Psychoanalytiker) an Relevanz.⁵² Ein Text wie ein mittelhochdeutscher Roman lässt sich als schriftlich konservierter Sprechakt verstehen, der bei aller planmäßigen Formung eben jenes dynamische Spiel der Sprache bewahrt hat, das Gegenstand psychoana-

⁴⁸ LACAN 1991b, S. 174.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ LACAN 1978, S. 72, 309; LACAN 1980a, S. 156; LACAN 1980b, S. 31–33; LACAN 1991b, S. 34, 125, 173–175, 218f.

⁵¹ Zur Diskussion über die vermeintliche Inkompatibilität der am »modernen Individuum« entwickelten Psychoanalyse mit der »psychischen Alterität« im Mittelalter vgl. SASSENHAUSEN 2007, S. 79–81. EMING 2003, S. 42f. macht in dieser Alteritätsdebatte den Unterdrückungs-, Kontroll- und Verstellungsdruck der höfischen Kultur auf das mittelalterliche Individuum geltend und bezieht den Performanzcharakter der höfischen Literatur in diesen Mechanismus ein: »Die Relationierung einer höfischen Öffentlichkeit und eines aus ihr verdrängten emotionalen Potentials gibt Anlass, die Legitimität der Instanz des Unbewussten für die Epoche des Mittelalters zu überdenken. [...] Aufführungen und mittelalterliche Kultur sind so im Verbund mit einem höfischen Individuum zu denken, das diese durch ein erhebliches Maß an Verstellung, der Unterdrückung von Triebwünschen und Körperkontrolle erst produziert«. Für solche, auch in der Literatur abgebildeten Konflikte bietet die Psychoanalyse präzise Beschreibungskategorien (S. 44). Diese Überlegungen lassen sich mit LACANS Vorstellung vom Sprechen, auf das sich permanent die Zensur auswirke (LACAN 1978, S. 250), verknüpfen.

⁵² Dazu s. Kap. I.3. Die Existenz des Unbewussten, ja die Konstitution des Subjekts sieht LACAN radikal als Phänomen der Sprache (LACAN 1978, S. 201, 250; LACAN 1980a, S. 359; LACAN 1991a, S. 46, 52, 60, 183; LACAN 1991b, S. 8f., 19f., 34–38, 47f., 124, 173f.); die Sprache aber ist keine moderne Erscheinung der neuzeitlichen Individuen; dass die dem Sprechen inhärente »Zensur« (nach LACAN 1978, S. 250 ein Mechanismus, der das Sprechen »entzweischneidet« in einen erlaubten und einen verbotenen Teil) gerade auch für die höfische Kultur des Mittelalters angenommen werden kann, wird aus EMINGS Überlegungen ersichtlich (EMING 2003, s. o. S. 10, Anm. 51). – Zur sprachlichen Konstitution des Subjekts, das streng vom biologischen Individuum zu unterscheiden sei (LACAN 1991b, S. 255), s. u. Kap. I.3.